© NZZ AG

Die armen Teufel in der Seine

Richard Cobb über Selbstmorde im Paris des ausgehenden 18. Jahrhunderts

Caspar Hirschi · Wer vor dreissig, vierzig Jahren spätabends am altehrwürdigen Balliol College in Oxford vorbeispazierte, konnte eine Überraschung der unenglischen Art erleben: mit einer wüsten Tirade in feinstem Pariser Argot eingedeckt werden. An solchen Abenden hatte ein Fellow des College jeweils eine Flasche Claret zu viel getrunken, das heisst vier statt drei, und sich an die frische Luft begeben, wo er vom englischen Professor zum Sansculotten mutierte. Der Fellow war Richard Cobb, und seine französischen Brandreden gehörten noch zum Konventionelleren dessen, was er im Zustand der fortgeschrittenen Trunkenheit zu bieten hatte. Blieb der Frischluftkontakt aus, kam es auch vor, dass er im Senior Common Room von Balliol, wo sich die Fellows nach dem Essen für Käse, Port und *gossip* zurückzogen, mit den Servierboys ein Wagenrennen veranstaltete. Egal aber, in welchem Promillebereich der Tag ausklang, am Morgen danach trat Cobb vor seine Studenten, als hätte er am Abend zuvor nur Tee getrunken.

Ein Englischlehrer

Sein Pariser Gassenfranzösisch hatte sich Cobb angeeignet, bevor er im Alter von achtunddreissig Jahren und ohne Doktortitel zu einer steilen universitären Karriere ansetzte. Schon vor dem Krieg hatte er in Pariser Archiven über die Hébertisten geforscht, jenen Flügel des revolutionären Terrorregimes, der sich durch besondere Guillotinierfreude auszeichnete. 1946 kehrte Cobb in die französische Hauptstadt zurück, wo er sein Leben für gut zehn Jahre zwischen Archiven, Suppenküchen und Spelunken einrichtete. Morgens beim Aufwachen soll er regelmässig dem kennerschaftlichen Sport gefrönt haben, anhand der Strassengeräusche zu erraten, in welches Arrondissement es ihn am Abend zuvor verschlagen hatte. Das notwendige Geld zum Überleben bezog er von der Ecole Normale Agronomique, deren Statuten die Einstellung eines Englischlehrers, nicht aber die Einrichtung eines Englischunterrichts vorschrieben. Cobb hatte in all den Jahren keinen Studenten. Er nutzte die Zeit, um seiner Exzentrik auch historiografisch Ausdruck zu verleihen, zuerst auf Französisch, dann auf Englisch.

Figuren am Rande

Zu den Helden seiner Bücher erkor er meist Figuren am Rande der Gesellschaft, gerne auch solche, die auf Kriegsfuss mit dem Gesetz standen. Allerdings verkitschte er sie kaum zu Rebellen wider das Justemilieu, wie es Verfechter der damals aufkommenden «Geschichte von unten» gerne taten, sondern versuchte möglichst quellennah die Eigengesetzlichkeit ihres Verhaltens zu rekonstruieren. Gute Geschichten galten ihm dabei mehr als methodische Stringenz, sprachliche Lebendigkeit mehr als argumentative Konsistenz.

Ein schönes Beispiel seiner historiografischen Kunst liegt nun erstmals in deutscher Übersetzung vor. Es ist der 1978 bei Oxford University Press erschienene Essay «Death in Paris». Grundlage für das schlanke Buch ist ein Aktenbehälter, den Cobb aus den Beständen der Archives de la Seine gefischt hatte. Er enthält gut vierhundert Untersuchungsberichte der Pariser Friedensgerichte über unnatürliche Todesfälle der Jahre 1795 bis 1801 – aus jener Zeit, als sich die Hauptstadtbevölkerung unter dem sogenannten Direktorium vom Terror erholte. Cobb interessiert sich vor allem für die Selbstmorde, die zwei Drittel der Fälle ausmachten und von denen die meisten durch einen Sprung in die Seine verübt wurden. Auffallend ist zunächst, was Cobb alles auslässt. Er bietet keine historische Einbettung der Selbstmorde in die Umbruchszeit um 1800, keine gründliche Erläuterung der administrativen Abläufe bei der Aufbewahrung, Identifikation und Entsorgung der Leichen und schon gar keine Diskussion thematisch verwandter Forschungen anderer Historiker. Cobb betreibt eine Art Einzelgänger-Minimalismus, indem er das Aktenmaterial sprechen lässt, soweit es geht, und dieses, wo es nicht mehr geht, mit quellengesättigten Abschweifungen oder spekulativen Assoziationen ausschmückt.

Eine Schwierigkeit dabei ist, dass die Quellen so viel nicht zu sagen haben. Die Angaben beschränken sich in der Regel auf Name und Beruf, Alter und Kleidung der Verstorbenen, auf Art und Umstand des Todes sowie auf Ort und Datum der Leichenfunde. Offenbar empfanden die zuständigen Beamten die Aufklärung und Protokollierung der Todesfälle mehr als lästige Aufgabe denn als makabres Abenteuer. Bloss bei der Beschreibung der Kleider bequemten sie sich zu einer gewissen Ausführlichkeit, weil diese am ehesten Aufschlüsse über die Identität der Toten versprachen. Cobb zieht daraus einige interessante Rückschlüsse auf das Kleidertragen im späten 18. Jahrhundert – von den Vorlieben für farbige Flicken in ärmeren Kreisen über die Existenz von Obdachlosen als vielschichtige Kleiderständer bis zur letzten Eitelkeit lebensmüder Damen und Herren, die sich mit Spitzenmanschetten, Handschuhen, Halskrausen und Stulpenstiefeln ins Jenseits beförderten.

Zu Beginn des Buches bemüht sich Cobb um eine statistische Auswertung des Aktenmaterials. Im sechsjährigen Untersuchungszeitraum stieg die Selbstmord-Frequenz jeweils am Wochenende und im Frühjahr; und vermögendere Sterbewillige brachten sich eher in ihren eigenen vier Wänden um als ärmere, was Cobb darauf zurückführt, dass Letzteren buchstäblich der nötige Raum fehlte, um ihre finalen Verrichtungen ungestört zu vollziehen. Ob der Tod aus einem Pistolenlauf oder in den Wassern der Seine kam, war also auch eine ökonomische Frage. Schon gar nicht kam es Leuten, die neben dem Leben auch einen guten Ruf zu verlieren hatten, in den Sinn, sich in den Fluss zu werfen. Erst in der Moderne scheint dieser Sinn für die feinen Unterschiede etwas verloren gegangen zu sein.

Erkenntnisinteresse: Exzentrik?

Das Buch lebt aber weniger von der statistischen Auswertung als von den Angaben zu Einzelschicksalen, in denen mehr als nur das Rudimentärste enthalten ist. Cobb berichtet von einem Veteranen aus dem Hôtel des Invalides, der sich von den Schmerzen seiner schlecht verheilten Kriegsverlet-

© NZZ AG

zung erlöste, von einer zwanzigjährigen Marie-Anne, die nach dem Zug einer schlechten Tarotkarte in die Seine sprang, oder von einem Milchhändler, der eine Pistole zu Hilfe nahm, um seinen Husten loszuwerden, davor aber nicht vergass, sich im Tone grösster Nüchternheit von seinem Schwager brieflich zu verabschieden. Schliesslich überliefern die Akten auch fatale Komplikationen der schwer nachvollziehbaren Art: «Hat sich ertränkt und ist ermordet worden.»

All das ist mehr oder minder erschütternd, aber es wird berichtet ohne argumentativen Bogen, und je länger Cobb erzählt, desto weniger ist zu erahnen, welches Erkenntnisinteresse er eigentlich verfolgt. Der blosse Anspruch, den armen Teufeln ein unverhofftes Nachleben zu verleihen, wäre ihm wohl zu banal und auch zu pompös gewesen. Bleibt die Vermutung, dass für den Autor der ganze Reiz des Stoffes in seiner Exzentrik lag. Es wäre der gleiche Reiz, der Cobb zu Wagenrennen in Balliol animierte und der ihn trotz virtuoser Mimikry ein Leben lang von seinen halbseidenen Pariser Helden unterschied: die zwanghafte Lust eines behütet aufgewachsenen und internatsgeschädigten Upper-Middle-Class-Renegaten, die steife Oberlippe seiner privilegierten Landsleute zum Erzittern zu bringen.